

stadt die differenzierte Abfolge von Bauphasen des 13. und 14. Jahrhunderts eindrucksvoll verdeutlicht - sie unterstreichen zugleich, wie wichtig Bauforschung in Ergänzung zur Schriftlichkeit ist. Am Fallbeispiel Klausens, des Inbegriffs einer kleinen Stadt, ließe sich beispielhaft und eindringlich zeigen, was die Qualität des Urbanen in Tirol seit dem späten Mittelalter ausmacht.

Hans Heiss
Hannes Obermair

Jon Mathieu, Eine Agrargeschichte der inneren Alpen, Graubünden, Tessin, Wallis 1500-1800.

Zürich: Chronos, 1992; 367 Seiten.

Die Binsenwahrheit, daß die Wirklichkeit immer komplexer und komplizierter ist, als die Geschichtsschreibung sie zu fassen vermag, bewog Jon Mathieu, die Agrarstrukturen der schweizerischen Alpensüdseite in der Zeit zwischen Reform und Revolution nachzuzeichnen. Dieser Raum umfaßt die drei Kantone Graubünden, Tessin (allerdings nur den Norden) und Wallis, gut die Hälfte der schweizerischen Alpen.

Wenn Mathieu ein solch großes Gebiet zusammenschliesst, um es forschungsmäßig zu bearbeiten, dann muß, neben der rein komparativen Studienkomponente, der sich der Autor verpflichtet fühlt, ein gewisser, zumindest kleiner, objektiv feststellbarer Zusammenhang des Untersuchungsgebietes bestehen. Zumal das so definierte Gebiet immerhin vier kulturell-sprachlich verschiedene Zonen umgreift: romanisch und deutsch (aber

auch italienisch) für Graubünden, italienisch für das Nordtessin, deutsch und französisch für das Wallis. Der Ansatzpunkt seiner Studie ist dann auch nicht ein mentaler (S. 43), sondern ein materiell-sozialer, nämlich das Darstellen der Landwirtschaft, eines Erwerbszweiges, der im behandelten Zeitraum gut 90 % der Bevölkerung ernährte (S. 12, 271). Und hier wäre die inneralpine Zone faßbar, als Mischzone zwischen eigentlichem "Hirtenland" (Viehwirtschaft mit Winterfutteranbau anstelle von Getreide, nördlich der Alpen) und "Kornland" (Getreideanbau, Flachland), wo zur Selbstversorgung Getreideanbau mit Graswirtschaft vermischt wird. Studien über die Alpen haben meistens exogenen Charakter, d.h. sie sind von nicht alpiner Sichtweise und Fragestellung geprägt. Dies erklärt z.B. die in vielen Arbeiten feststellbaren Dichotomien, wie etwa die des Gegensatzpaares "Hirtenland"- "Kornland" (S. 40-41). Wenn auch diesem Gegenüberstellen in der Vergangenheit eine gewisse heuristische Nützlichkeit nicht abzuspüren ist, vermag sie heute nicht mehr zu genügen. Bei genauerer Betrachtung der Sachlage stellt sich nämlich heraus, daß das sogenannte "Hirtenland" nicht einheitlich, sondern eher ein Konglomerat verschiedener Bodennutzungssysteme ist. Dieser Auffächerungsprozeß, von Geographen, Volkskundlern und Historikern (1. Kapitel, S. 19-41) sukzessiv erarbeitet, führt notgedrungen zu einer Agrarzonendefinierung, die Mathieu selber benützen muß, jedoch, wie er sofort notiert, nur als "heuristischen Begriff", somit als "ein Mittel, die historischen Abläufe in schärfer konturierter Form zu beschreiben" (S. 41).

Unter diesem methodischen Ansatz und mittels eines recht pragmatischen Methodikrasters ("Hier wird nicht nach Theorien, sondern nach Erklärungen gesucht", S. 11-12) bearbeitet nun Mathieu den inneralpinen Raum ganz systematisch. Er beginnt generell mit der Produktion, der Selbstversorgung, der Siedlung und der Bevölkerung, den Herrschafts- und Eigentumsverhältnissen, behandelt darauf das innerkommunale Transportwesen, die Flursysteme und die benützten Arbeitsmittel, bevor er mit dem Beschrieb der eigentlichen Alpwirtschaft sowie der sozialen Stellung der Arbeit innerhalb der Familie, zwischen den Nachbarn und in der Gemeinde abschliesst.

Hier ginge es zu weit, auch nur ansatzweise die zu Tage geförderten Ergebnisse skizzieren zu wollen. Ein Beispiel soll genügen, um die Fruchtbarkeit einer integrativen Methode vorzustellen. Stark vermengte, kleine Blockfluren prägen rund um die inneralpinen Dörfer das Bild, das auf den ersten Blick homogen wirkt. Dem ist aber nicht so, wenn die Nutzungstechniken als Unterscheidungskriterium genommen werden (4. Kapitel, S. 196-198).

Die Bauern der nordbündischen Täler betrieben Wechselwirtschaft zwischen Getreide- und Grasanbau, gewisse Parallelen mit dem anschliessenden Alpennordhang sind zu verzeichnen. Die starke Verzahnung und Verflechtung der Fluren, in der Surselva z.B., warf besondere, wegrechtliche Probleme auf, denn es war nur möglich, zu einzelnen Parzellen zu gelangen, wenn man über andere gehen konnte. "Eine Antwort liegt in der dezentralisierten Agrarstruktur" (S. 197). Mittels weitgestreuter Ökonomiegebäude ent-

schärften sich Zugangs- und Transportprobleme.

Die Bauern im südlichen Gebiet betrieben hingegen Dauerfeldbau, wobei Gras- und Getreideland in der Regel genau abgegrenzt waren. Das Wallis, mit regelmäßigen Brachen, kannte im Getreidebau eine "häufig kollektive Ordnung" des Zelgensystems; Südbünden und Tessin, mit dauerhaftem Feldanbau ohne Brache, kamen weitgehend ohne kommunale Verzelgung, also nur mit nachbarschaftlichen Absprachen, aus. Die verschiedenen Agrarstrukturen, so Mathieus Hypothese, dürften gerade auch "im Zusammenhang mit verschiedenen Transporttechnologien - Tragen oder Fahren - herausgebildet worden sein" (S. 311).

Die Besitzstruktur des ganzen inneralpinen Raums weist "kleinbäuerlichen Charakter" (S. 279) auf: aufge- und zersplitterte Flurstrukturen, relativ egalitäre Erbsysteme (im Süden weniger als im Norden) lassen nur kleinere Haushaltgruppen zu, welche vielfach nur 3,5 bis 5 Mitglieder zählen (S. 272-277). So sind die "Haushalte bezüglich ihrer produktiven Funktion selten abgeschlossene Einheiten" (S. 283), was die Frage aufwirft, wie die anfallende Arbeit bewältigt werden konnte. Was die Emigration an Arbeitskraftausfall notgedrungen verursachte, wurde dank der wenig ausgeprägten geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, durch die Nachbarschaftshilfe und hie und da durch Tagelöhner (S. 280-283) wieder wettgemacht. Der Begriff des «ganzen Hauses», als "grosse, abgeschlossene und hierarchisch-harmonische Hausverbände" (S. 304) definiert, trifft auf die inneralpine Realität nicht zu, sondern, "fast wäre man versucht, in Umkehrung des genannten Begriffs von

der «ganzen Gemeinde» zu sprechen” (S. 304). Nicht die Hauseinheit ist ein «geschlossenes Ökosystem», sondern eher die Gemeinde.

In größeren Rahmen gestellt, erweist sich das inneralpine Gebiet als Übergangzone, nicht nur gegenüber den Nordalpen, sondern auch gegenüber dem südlichen, lombardischen Agrarsystem, ebenfalls gegen Osten, dem Tirol. “Das inneralpine Muster, das wir von der Schweiz her definieren, reichte teilweise ins Tirol, Veltlin, Aostatal und in weitere Landschaften hinein” (S. 114).

Das von Mathieu implizit aufgeworfene Agrarmodell könnte man als ein in sich statisches (homöostatisch wie bei Netting), von materiell-sozialen, geschichtlich akkumulierten Realitäten mit beschränkten (wiederum geschichtlich faßbaren) Rückkoppelungsmöglichkeiten gekennzeichnetes System bezeichnen. “Die Diskussion über Vor- und Nachteile verschiedener Agrartypen, (...), könnte suggerieren, daß die Bauern die Freiheit hatten, das «bessere» System zu wählen. Der Entscheidungsspielraum war jedoch (...) sehr beschränkt” (S. 131), was letztlich die Frage der Entwicklungsmöglichkeiten aufwirft. Zwar versucht Mathieu das Modell zu dynamisieren (S. 112-116, 265-266), er greift aber weitgehend wiederum nur auf geschichtliche, direkt faßbare Faktoren zurück, was natürlich für die Beschreibung unerlässlich ist, für die Erklärung aber nicht immer reicht. Das Zusammenspiel von Naturgegebenheiten und Landwirtschaft sieht Mathieu so: “In allen Bereichen der Landwirtschaft gab es (...) Bezüge zu den natürlichen Bedingungen, aber in jedem von ihnen lassen sich auch Konstellationen beobachten, die in einem

irreversiblen historischen Prozeß entstanden waren” (S. 311). Dieses “systeme autonome formé” (Pierre Chaunu), praktisch nur von äußeren, materiellen Variablen geprägt, zeigt somit mit sehr grosser Genauigkeit, “wie es gewesen ist” und welche Entwicklung anzutreffen ist; das Modell kann aber nur bedingt erklären, warum es gerade so und nicht anders gelaufen ist. Natürlich war der Entscheidungsspielraum des Bauern sehr beschränkt: er bestand aber trotzdem. Wieso im einzelnen Fall diese Lösung gewählt wurde und nicht die andere (abgesehen von materiellen Erwägungen), dürfte ebenfalls als Forschungsgegenstand interessant sein. Diese Bemerkung richtet sich nur an die zukünftige Forschung, denn das war nicht die Fragestellung Mathieus.

Mathieus Ansatz weist jedoch überzeugend nach, wieso etwa archaische Techniken in einem gegebenen System sinnvoll sind: wenn z.B. die Walliser Bäuerinnen am alten, weniger effizienten Spindel-Spinnsystem bis 1930 festhielten, dann nicht deshalb, weil sie die Vorzüge des Spinnrades nicht begriffen hätten. Nur war es nicht möglich, das Spinnrad aufs Feld mitzunehmen, um gleichzeitig die Kühe zu hüten. In dieser Perspektive machte die neue Technik wenig Sinn (S. 229) und ihre nicht erfolgte Einführung derselben darf nicht mit Beharren des Alten oder sogar Verweigerung des Neuen gleichgesetzt werden. Die verzögerte Modernisierung (“Was als Lob begann, endete als Tadel”; S. 113) hatte somit teilweise ihre Berechtigung; das “Tadeln” der “fortschrittlichen Stadtbewohner” darf wohl vielfach auf Unverständnis der inneralpiner (und allgemein-alpiner) Wirklichkeit zurückzuführen sein.

Dieses jahrhundertealte Mißverständnis überzeugend angegangen zu haben, ist das Verdienst, und nicht das kleinste, dieses Buches.

Anselm Zurflub

Lucie Varga, *Zeitenwende. Mentalitätshistorische Studien 1936-1939*. Herausgegeben, übersetzt und eingeleitet von Peter Schöttler.

(stw; 892) *Frankfurt am Main: Subr-kamp, 1991; 247 Seiten.*

Es kommt nicht häufig vor, daß ein Rezensent über ein Buch berichten darf, das er freiwillig und ohne Auftrag zu lesen begonnen hat. Noch dazu, wo ihn die Lektüre bereits nach wenigen Seiten - gleich einem Krimi - zu fesseln vermochte. Es ist dies, im ersten Teil des von Peter Schöttler herausgegebenen Bandes, die Lebensgeschichte einer Österreicherin. Lucie Varga, 1904 als Rosa Stern in Baden bei Wien geboren; jüdischer Herkunft, aufgewachsen in großbürgerlichem Milieu; maturierte in der "Schwarzwald'schen Schulanstalt"¹ und heiratete mit 20 einen wesentlich älteren Arzt. Ein Jahr später folgte die Geburt ihrer einzigen Tochter. Zwischen 1926 und 1931 studierte sie Geschichte und Kunstgeschichte in Wien, wo sie 1931 bei Alphons Dopsch mit der Arbeit "Eine Untersuchung über die Entstehung des Schlagwortes vom »finsteren Mittelalter«" (publiziert 1932) promovierte.

Auf den ersten Blick eine gutbürgerliche Karriere. Zu dieser Zeit für Frauen noch nicht ganz selbstverständlich, aber durchaus möglich (erinnert sei an weitere Dopsch-Schülerinnen dieser

Jahre: Anna Janda, Erna Patzelt und Herta Hon-Firnberg).

1933 erhielt die Biographie erstmals einen Knicks. Vornehmlich jedoch nicht durch die politischen Veränderungen jenes Jahres bedingt als vielmehr durch ihre Scheidung und die neuerliche Ehe mit dem ehemaligen Kommunisten und Stipendiaten des Frankfurter Institutes für Sozialforschung Franz Borkenau-Pollak, dem sie nach Paris folgte.

Diese Ortsveränderung sollte das Leben von Lucie Varga grundlegend verändern. Obwohl Paris für sie einen ökonomischen Abstieg bedeutete - die Ehe mit Borkenau scheiterte bald, die Geldzuwendungen der Mutter versiegten spätestens mit dem "Anschluß" Österreichs an Hitler-Deutschland -, führte ihre "wissenschaftliche Karriere" steil nach oben. Sie fand Anschluß an die Historiker-Gilde um die 1929 gegründete Zeitschrift "Annales d'histoire économique et sociale" und wurde Assistentin von Lucien Febvre, seine "Trainerin" wie Febvre es in einem Brief an Marc Bloch nannte (S. 15 f.). In den folgenden Jahren besorgte Varga für Febvre nicht nur die Zusammenstellung von Materialien (Übersetzungen aus dem Deutschen, Exzerpte), sondern auch die Konzeption von Beiträgen für die "Encyclopédie Française", deren Leitung Lucien Febvre übertragen worden war. Daneben arbeitete sie mit Febvre zusammen an einem Band zu den Religionen des 16. Jahrhunderts und publizierte eigene Forschungen in den "Annales".

Daß wir heute etwas über diese wissenschaftliche Zusammenarbeit zwischen der jungen österreichischen Migrantin und dem etablierten Professor am "Collège de France" wissen, verdanken wir Febvre selbst, der diese